

(Nachdruck verboten.)

18]

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knechtel.

Entsetzt wich die Luis vor dem Burschen zurück. Die Berta hatte ihr gar oft vom Antichrist erzählt, und was der Peter da vorbrachte. . . . Sie schaute ihn groß an mit neugierigen Augen. Es war ihr, als müsse der Peter sich plötzlich in irgend ein Ungetüm verwandeln, — der aber fuhr unbeirrt mit Menschenstimme zu reden fort:

„Ich weiß, daß es kein Himmel gibt! Des haben sich die Pfaffe alles zusammengeleget, um uns am Vandel zu halte und damit mer zufriede sind!

„Und da schwägen se uns vor, im Himmel gäb's keine Arme und keine Reiche! Da könnt mer sich satt esse an gebratenem Fleisch und an Fisch und Bier und Wein könnt mer trinke, so viel mer nure wollt, aber des is alles gelogel!

„Es gibt auch kein Herrgott. Es sind gescheite Leut, die haben das nachgewiese!“

„Und wenn mer tot sind, was wird denn aus unserer Seel?“ fragte die Luis.

„Seel!“ lachte der Bursch. „Des gibt's gar nit! Wenn mer tot sind, komme mer ins Grab, und des werd zugeschaufelt und dann is alles vorbei mit uns! Wir haben nur das Lebe, und das sollen mer genieße, und dazu haben mer en Recht!“

Während der Peter noch sprach, war die Emma mit den Kindern hereingekommen.

Eine ganze Weile hatte sie mit ängstlichen Augen auf des Burschen Reden gehorcht, aber plötzlich schrie sie laut auf und lief zur Luis hinüber.

Ihre Augen waren weit geworden und traten aus den Höhlen. Ihre Finger zitterten, und diese zitternden Finger krampfte sie um der Luis Hals.

„Er lügt, er lügt, er lügt!“ stöhnte sie einmal über das andere. „Wenn mer tot sind, is es nit aus! Nein, nein! Dann kommen mer in de Himmel und werden Engel mit Flügel und kriegen Kränzelsche ins Haar. . . .!“

Da lachte der Peter.

Und dies Lachen klang so roh und hart. Es brachte die Luis zum Bewußtsein.

„Mach, daß De naus kommst!“ sagte sie zu ihm. „Und daß De Dich nit mehr unterstehst, zu uns zu kommen, Du . . . Du . . . Antichrist!“

Verdutzt lief der Bursche hinaus.

Draußen schlug er sich vor die Stirn. Ich hätt's gefeierter anfangen solle! dachte er.

Aber es war ein behagliches Gefühl in ihm darüber, daß er seinen Empfindungen hatte Ausdruck verschaffen können. Mit einem Siegergefühl blieb die Luis in der Stube zurück.

Sie tröstete die zitternde Emma, und die beruhigte sich bald.

„Es ist alles gelogen, gelt?“

„Alles!“

„Und mer kommen in de Himmel?“

„Ja, gewiß!“

Da wurde das Mädchen wieder froh: „Weißt, wenn ich denk, daß ich unfer Mutter nit wiedersehn sollt im Himmel . . . dann . . . dann . . .!“ Noch einmal ging ein Beben durch ihren Leib.

Drei Tage blieb die Luis noch. Am Sonntagabend mußte sie zurück. Es war am Nachmittag, gegen fünf Uhr, als sie die Emma bei der Hand nahm, um mit ihr hinauf zu Kamps zu gehen.

„Ich gehn adieu sage, Vater!“ sagte sie.

„Is recht, aber bleiben nit zu lang!“

Mitting rauchte seine Pfeife und saß am Fenster. Ein einziger Geranienstod stand noch auf dem grünen Brett, die anderen waren alle eingegangen.

Die Kamps droben freuten sich über den Besuch der beiden Mädchen. „Es is doch nett von Deiner Herrschaft, daß se Der eso Berie geben,“ meinte die Frau. „Und guck, ich sag schon immer zum Minche, es tät auch besser diene gehn, wenn

se aus der Schul kommt, als in die Fabrik laufe, aber es Paula, das red em so viel vor. . . .“

„Nee,“ warf das Minchen ein, „es is nit wegen em Paula, aber wenn ich in die Fabrik geh, kann ich derheim sein, brauch nit zu fremde Leut, des is es!“

„Ja, ja,“ nickte die Kamps, „wenn mer en ordentlich Derheim hat!“ und sie streifte die beiden fremden Mädchen mit scheuem, mitleidigem Blick.

So schwägten sie ein Weilchen, bis die Luis aufstand.

Sie faßte Frau Kamps am Aermel und zog sie in die Fensternische: „Sagen mer, trinkt der Vater?“ fragte sie.

„Ach Gott,“ die Frau wurde rot. „So —! Jesses, es is em nit zu verdanke bei dere Frau! Und grad arg oft passiert's ja auch nit! — aber . . . als emal! Na ja . . . da . . . da . . .“

„Ich hab mer's gedacht!“

„Ach Gott, ja!“ Die Kamps wischte sich die Augen mit dem Schürzenzipfel. „Der arm Mann!“

Um der Luis ihren Mund kam wieder der alte, harte Zug, den sie fast verloren hatte, seit sie fort von daheim war. „Arm?“ dachte sie. „Wenr. er trant?“

Sie sagte nichts, aber über ihre Seele breiteten sich tiefe Schatten.

Dem Marie und dem Vater is nit mehr zu helfe, dachte sie, die müssen's weitertreibe, wie 's es jetzt mal angefangen habe! Und mir, mir müssen acht gebe, daß mer uns nit mit reinreife lasse! Ein Bewußtsein von Unbeflecktheit kam über die Luis. Es war ihr, als sähe sie die Eltern auf schlammigen Wegen sich mühsam weitererschleppen in schmutzigen Schuhen und schmutzigen Kleidern. Sie selber aber ging abseits auf reinlichem Pfade. Und ihre Schuhe blinkten und an ihrem Rock war kein Rotspriberchen.

Und wenn die da drüben versinken sollten im Schlamm? Da verscheuchte sie die seltsamen Gedanken.

Sie rief nach der Emma, die war mit dem Minchen auf die Straße gegangen. Da sagte sie der Alten und dem August adieu.

„Ich geh mit der nunter,“ sagte er. Er hielt Gut und Stod in der Hand.

Auf der Treppe blieb er stehen. „Luis, ich hab' gehört, wie gestern abend der Franz und der Peter ausgemacht haben, se wollten den Christian verschlage, wenn er käm! Aber se sollen's nure versuche, em was zu tun! Wer en ansaft, des darfst mer glaube, der kriegt's mit mir zu schaffe!“ Er schwang den Stod in der Faust.

„Ach Du!“ sagte die Luis. „Du gönnt's em doch, daß er was lerne darf!“

„Inja,“ nickte der Bursch.

„Und Du, mit em Emma . . .“ vertrauensvoll sah das Mädchen zu dem August auf, „wenn mit dem Emma mal was is, wenn's krank werde sollt, schreib mer's!“

„Es Emma?“

„Inja! Es gefallt mer nit!“

„Ach jel! Auch das noch! . . . Na ja . . . aber . . . ich werd der's schreibe!“

Und die beiden gaben sich die Hände und schieden von einander.

14.

Lätitia Andräi hatte eine Kabe. Ein schönes Tier, weiß mit großen goldgelben und schwarzen Flecken, und diese Kabe hatte Junge bekommen. Sechs Junge.

Lätitia hielt sie in der Schürze und brachte sie zur Luis. „Sieh mal, Luise, sind sie nicht entzückend?“ Sie hielt mit der einen Hand die Schürze, und fuhr mit der anderen zärtlich über die weichen Fellchen der Tiere.

„Was wollen Sie damit anfangen?“ fragte die Luis.

„Nun, sie groß ziehen und dann werde ich sie verschenten!“

„Alle sechs groß ziehen?“

„Ei natürlich! Was denn sonst?“

„Ich würd' drei davon in de Rhein werfe an Ihrer Stell . . .“

„Luise!“ Entsetzt sah Lätitia das Mädchen an.

„Nun ja?“ die Luis zuckte die Achseln. Ihr Gesicht war ruhig, als habe sie das allergelegigste gesagt.

Lätitia begriff das nicht. „Drei Kaben! Drei von diesen süßen Tierchen . . .“ zärtlich strich sie mit der Hand

Aber die Weichen Fellenen, „Wirstest Du, ohne mit der Wimper zu zucken, töten können, Luise?“

„Ja! Was fängt mer denn mit den Dingen an? Sie sind einem ja nur im Weg!“

„Pfui, Luise! Ich hätte Dich für menschlicher gehalten!“ Lätitia wollte gehen, aber plötzlich wandte sie sich um. „Die Tierchen sind doch gesund, wollen gewiß leben und haben auch ein Recht zu leben, warum wolltest Du sie töten?“

„Es sind doch nur Katzen!“ jagte die Luise.

„Aber was für niedliche Geschöpfe!“

Die Luise lächelte bei den Worten. Sie begriff so etwas nicht.

Sie hatte noch dies überlegene Lächeln auf dem Gesicht, als sie aus den Händen des Postboten einen Brief empfing. Von ungelentener Hand war ihre Adresse geschrieben. Es war nicht Christians schöne Schrift. Und ihr Herz klopfte.

Ein Frösteln durchrieselte sie. Der Brief war vom August.

Lätitia hatte auf ihre Katzen gesehen, während die Luise den Brief in Empfang genommen und erbrochen hatte.

Wie sie nun aufschaute, gewahrte sie eine jähe Veränderung in des Mädchens Gesicht

„Was ist, Luise?“

Die überhörte die Frage. Sie las den Brief.

Und Lätitia wartete schweigend. Sie sah zu dem Mädchen hinüber und bemerkte, wie zwei dicke Tränen sich aus ihren Wimpern lösten und über ihre Wangen rollten.

Da trat sie zu ihr heran und legte die Hand auf ihre Schulter. „Was ist, Luise?“ fragte sie noch einmal.

Das Mädchen gab ihr den Brief. Lätitia las. Mit der einen Hand hielt sie die Schürze, in der die Katzen rumorten, in der anderen den Brief.

„Du mußt heim,“ jagte sie, als sie mit Lesen zu Ende war.

„Ganz heim?“ Die Luise schluchzte laut auf. „Ganz heim?“

„Ja, wenn Deine Schwester so krank ist und Deine Mutter doch auch nicht recht arbeiten kann . . .!“

„Aber was soll ich denn de ganze Tag derheim schaffen, da muß ich schließlich in de Fabrik! Und dann, mer können auch nit zusammen auskommen, die Mutter und ich . . .!“

„Es ging doch die letzten Male so gut, jagtest Du, und auch damals, als Du die acht Tage daheim warst!“

„Ja, da hab' ich die Arbeit geschafft, und sie is rätsche gegange, aber ihr Faulheit zu unterstütze . . .! deshalb heim gehn, nee . . .!“

„Aber das franke Kind, Luise, bedenke doch! Wird es gute Pflege haben?“

Die Luise schluchzte. „Ach Gott, ja, ja, ich weiß wohl, aber — —!“

„Könntest Du's ertragen, Luise, hier zu bleiben im Bewußtsein, daß sich daheim Deine Schwester zu Tode quält?“

„Ach Gott! Ach Gott!“ zum erstenmal in ihrem Leben war die Luise völlig fassungslos.

Fort müssen von hier, heim, wo die Mutter war, die schimpfte und so schmutzig war, die kein Kleid hatte, das nicht voller Flecken war und wo die franke Emma war! Die Schwindsüchtige!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## feld- und Waldgeister.

Im Mittagsbrande, glühend — stumm,  
Da gehen Mittagsgeister um  
Im Korne zwischen den Aehren.“

Von allem Anfang an, seit die deutschen Heiden durch den Ackerbau sehaft wurden auf ihrer Scholle, dachten sie sich das Feld, namentlich das der reisenden Halme, belebt von allerlei Geistern. In den Kornfeldern ist es in den meisten Gegenden eine weibliche Erscheinung (oder auch deren mehrere), welche darin haust, die bald gütig, bald auch böse zu den Menschen ist, je nachdem diese ihr begegnen, ihr Gehör und die von ihr aufgestellten Gebote erfüllen. Wenn der Wind die Halme des Getreides in wellenförmige Bewegung setzt, daß es sich hier neigt und dort langsam sich wieder emporrichtet, so sagt der Volksmund: „Die Kornmutter zieht über das Feld“. Anstatt Kornmutter gibt es, je nach den verschiedenen Gegenden, auch andere Benennungen, man hört von der „Roggenmuhme“, dem „Kornweib“ (niederdeutsch „Cornwif“), der „Erbsenmutter“, der „wilben Frau“.

„Laßt stehen die Blumen, geht nicht ins Korn,  
Die Roggenmuhme zieht um da vorn  
Und wird die Kinder fangen,  
Die nach den Blumen langen.“

singt der Dichter Kopisch, und oft hört man noch auf dem Lande diese Warnung gegen die Kinder aussprechen, wenn sie, um die schönen bunten Blumen zu pflücken, tief ins Korn gehen wollen. Denn die Gefahr, sich in dem Wald hoher Halme zu verlaufen und nicht zurück zu finden, ist für Kinder nicht ausgeschlossen. Außerdem sieht es natürlich kein Landmann gern, wenn seine schönen hohen Halme niedergetreten sind. Selbst dafür hatte der Volksglaube eine Erklärung: dann war der Biltwischmitter im Feld gewesen.

Natürlich sind die Feldgeister, mit denen der uralte Glaube es bebölkerte, zu allen Stunden dort zu finden, am wichtigsten aber ist die Roggenmuhme zur Mittagsstunde zwischen 12 und 1 Uhr — dann wird sie zur Mittagsgöttin oder Mittagshexe, und wehe dem, dem sie im Korne erscheint.

Diese Mittagsgöttin kennt nicht nur der deutsche Bauer, auch die Slawen fürchten nichts so sehr, als die Erscheinung der „Pšesponiza“, wie sie im wendischen Idiom heißt. Oder in anderer Lesart: die sonst im Korn passiv verhaltende Roggenmuhme wird um die Zeit der Ernte zur Mittagshexe.

In früherer Zeit glaubte das Volk nur gute, segnende Gewalten im Korn tätig, als der christliche Glaube ihre Geister- und Götterwelt entböllerte, als sie der alten Götinnen nicht mehr gedenken sollten, verwandelten sich diese in Schreckgespenster, in böse, verfolgende, strafende Geister. Die Mittagshexe erscheint besonders denen, die in sträflichem Eigennutz sich keine Ruhe während der Mittagszeit gönnen, die im Sommer dringend geboten ist, bei der heißen, anstrengenden Feldarbeit.

Die Einbildung der Menschen und die stets rege Phantasie haben sogar ein Bild von der Mittagsgöttin geschaffen. Danach ist sie eine große schlanke Gestalt im weißen Kleide, mit goldenen Schuhen, goldgelben, langen Haaren, oft mit einem Kornblumenkranz geschmückt, und ein Bündel Aehren trägt sie in der Hand, oft auch eine silberne Sichel. Es kommt vereinzelt vor, daß sie nicht nur arbeitenden Leuten erscheint, sondern auch denen, die sich zum Ausruhen während der Mittagsstunde gelagert haben, ihnen tut sie aber kein Leid an, während sie den bei der Arbeit Betroffenen mit drohenden Fragen entgegentritt.

In vielen Gegenden, namentlich auch in denen mit slawischen Bewohnern, wird noch heute vielfach an die Mittagsgöttin geglaubt, und man würde auf ungläubiges Lachen stoßen, wenn man die Erscheinungen der Mittagsstunde für durch die Hitze und Anstrengung hervorgerufene Halluzinationen erklären wollte.

Während in der Mittagsgöttin die Erinnerung an ein weibliches Spulwesen lebendig ist, ist die Gestalt eines anderen Korngeistes dem „Teufel“ entlehnt, der Biltwiz. Dieser Biltwiz ist durch und durch voll von Lüge und Bosheit, und leider kann man ihm so leicht nichts anhaben, ja, er erscheint sogar niemand so persönlich wie die Mittagshexe. Wie er aussieht, weiß der Volksglaube natürlich genau — er ist ganz außerordentlich dünn und mager, trägt einen Rock mit zwei sehr langen Schößen und einen kleinen dreieckigen Hut. Die Hände hält er stets in den Rocktaschen verborgen. Auch kommt er nicht zur Tageszeit, sondern nächtlicher Weile und hat, um den Acker zu beschädigen, am rechten Fuß keinen Schuh, sondern trägt eine kleine, aber desto schärfere Sichel um die große Zehe gebunden. Mit dieser nun kreuz und quer durch den Acker gehend, schneidet er lange schmale Gassen und ist, die abgeschneittenen Halme mitnehmend, am Morgen spurlos verschwunden.

Das Volk hat natürlich allerhand Mittel erfunden, den gefährlichen Burschen, dessen Name Biltwiz schon auf Bosheit deutet (das Wort ist verwandt mit dem althochdeutschen balowez, d. h. Bosheit) unschädlich zu machen. Man bindet z. B. in manchen Gegenden einen Wacholderzweig um die erste geschnittene Garbe, legt sie zuerst auf den Erntewagen, droch sie aber zuletzt. Das sollte den Acker fürs andere Jahr gewiß vor dem Biltwiz schützen.

Aber — immer bewähren solche Mittel ihre Heilkraft nicht, besonders nicht da, wo das Wild, aus dem Walde tretend, mit den schmalen Hufen Gassen in das Getreide tritt. Im Gegensatz zum bösen Biltwiz kennt man hier und da den guten Dswald, der ein Schützer der Feldflur ist und in dem man ungeschwer Jüge des gewaltigen, Acker, Haus und Hof schützenden Gottes Botan erkennen kann, der vielfach auch Frö genannt wurde. Das Büschel Aehren, welches noch heute beim Abmähen des Ackers an einer Ecke des Feldes stehen bleibt, heißt in Mecklenburg und ganz Niedersachsen „Frö goden deels Strauß“, d. h. Frö's guten Anteils Strauß. Oft nahmen die Erntearbeiter vor diesem Büschel die Hüte ab und riefen dabei: „Wode, Wode, hol dein Koffe nun Futter“. Auch im Harz blieb vielfach diese Garbe stehen, ebenso in Niederbayern, wo diese Dbinswala sogar mit bunten Blumen geschmückt wurde. Der Aehrenbüschel stellt also eine Art Opfergabe dar — der Ursprung ist heute meist vergessen, nur die Sache selbst hat man, getreu altem, durch Generationen erbendem Brauch beibehalten. Aus dem Namen Dbinswala hat sich zweifellos der Name Dswald entwickelt.

Die frühere Zeit war im ganzen dankbarer gestimmt, als die jetzige. Davon zeugte, wie bei anderen Gelegenheiten, bei der Ernte die Garbe, die für irgend jemand: für Wode oder Dbin oder auch für die „Engel“ stehen blieb. Die Engel sind in christlicher Zeit an Stelle der vergessenen Götter getreten.

Wenn Feldflur und Kornacker derartige geisterhafte Wesen beherbergten, so lag für die deutschen Heiden doch nichts näher, als daß sie sich auch ihren Wald, die kstlichste und großartigste Ent-

faltung des Pflanzentwuchses von Geistern belebt dachten. Und zwar waren diese Waldgeister durchweg weiblichen Geschlechts. Der Wald, das Heiligtum und bestes Festtum der Deutschen war, findet sich durch ganz Deutschland, noch höher hinauf in die skandinavischen Länder verbreitet. Ob die Geisterdamen auch fast überall andere Namen haben, schließlich sind sie alle gleich, als die meist unsichtbaren Geister des Waldes, des Moores, der Bäume. Daran ändert die Verschiedenheit der Bezeichnung nichts, ob sie nun Mittelweiber, Holzfräulein, Waldweiblein, Lohjungfern, Moosweible oder selbige Fräulein heißen. Vielfach haben diese gespenstigen Damen, die übrigens nie boshaft oder tückisch sind, sondern eher als Freundinnen der Menschen sich bewähren, ein Oberhaupt, welches z. B. an der Saale die „Buschgroßmutter“ heißt.

Meist sind sie ganz und gar in grünes Moos gekleidet, oft aber erscheint ihr Körper mit Moos bewachsen. Ihr Leben ist in das der Waldbäume gebunden, wenn ein Mensch ein Bäumchen so umdreht, daß die Rinde abspringt, so muß eins der Walbleutchen sterben. Sie wohnen in hohlen Bäumen oder in Mooshütten, betten ihre Kinder in Biegen von Baumrinde, und wenn sie unter Umständen Laub und Moos (natürlich in Gestalt als Menschen verkleidet) verschicken, so verwandelt sich das oft in pures Gold.

Es kommt auch vor, daß die Moosfräulein in die Häuser kommen, den Menschen zu helfen, hier erscheinen sie wie die bekannten Heinzelmännchen oder Wichtelmännchen. Mit ihnen weilt, so sagt der Glaube, Glück und Segen im Hause, um daraus zu weichen, wenn das Holzfräulein schlecht behandelt wird. Sie verschwinden auch im Augenblick, wenn jemand ihnen ein neues Kleid schenkt oder wenn sie fluchen hören. Ein fürchterlicher Feind der armen Waldgenien ist die „wilde Jagd“, und sie haben nur dann Ruhe vor dem wilden Jäger, wenn sie sich auf einen Baumstumpf retten können, auf den der Holzhauer, ehe der Baum zur Erde fiel (d. h. mit seiner oberen Spitze) oder ehe der Ton seines Falles ertlang, mit der Art drei Kreuze auf den Stumpf hieb. Und wenn auch schon vielfach der Glaube an die Holzfräulein verschwunden ist, die Gewohnheit der Holzfäller, den Stumpf mit drei Kreuzen zu zeichnen, findet sich noch sehr verbreitet in allen Gegenden.

Auch sonst gedenkt man noch oft der Buschgenien. Wenn im Frühling und Herbst die Nebel über den Wäldern aufsteigen, heißt es wohl hier und dort, „der Wald raucht“, aber viele sagen: „Buschweibchen lacht“.

Der Glaube an Korngeister und an Waldgeister findet sich fast überall, unter verschiedenen Himmelsstrichen, bei Völkern, deren Lage gar keine Entlehnung aufkommen lassen kann. Er ist so alt wie Deutschland selbst. Ob auch niemand sie sieht — die Korngeister und Buschgenien — im Glauben und Brauch sind sie heute noch vielfach vorhanden. —

M. Ferno.

## Kleines feuilleton.

I. s. Der Tyrann. Wir erschienen wie verabredet zum Kaffee bei Wohlwirts. Wir kennen uns schon lange und kommen gelegentlich aus alter Gewohnheit zusammen.

Der Herr saß auf dem Sofa, fest und breit, so breit, daß neben ihm niemand Platz nahm, — nicht, daß er mit seinem Körper den ganzen Platz weggenommen hätte, aber man hatte so das Gefühl: als ein freventlicher Eingriff in das Machtbereich würde das betrachtet werden, — und man setzte sich darum lieber auf die Sessel und Stühle.

Herr Wohlwirt ist jeden Tag von früh bis spät abends in einem Geschäft. Frau und Kinder sind zu Hause. Dabei schlafen die beiden Mädchen meist schon, wenn er nach Hause kommt, so daß er sie selten sieht. Am Sonntag schläft er meist nach dem Kaffee bis vor dem Mittagessen und nach dem Mittagessen bis vor dem Kaffee um vier Uhr. Aber die wenige Zeit, die er wachend mit seiner Familie verbringt, genügt vollständig, um sie zu erziehen und unter der Fuchtel zu halten.

Also, Herr Wohlwirt sitzt auf dem Sofa. Die Kinder spielen draußen auf dem Platz mit unserer Kleinen. Es wird ein Berg Kuchen aufgetragen. Alle Achtung, der Kreuzberg ist ja größer, aber den kann man nicht anbeißen. Die Kinder werden gerufen.

„Ja, ja“, schreit die unsere und streckt die fleischigen Arme aus. Herr Wohlwirt schweigt. Auch seine beiden Kleinen strahlen vor Freude, und die Kläre stimmt mit einem halblauten „ach!“ ein.

Da fliegt ein Blitz durch das Zimmer, ein Blitz aus Herrn Wohlwirts Augen, der trifft seine beiden Kinder. Und wie eben Menschen sind, wenn sie von einem unerwarteten Schlag getroffen werden, sie lassen die Arme schlaff herunterhängen, neigen den Kopf auf die Seite und stehen kaum noch fest auf den Beinen. So ging's auch den beiden.

Das Auge, das den Blitz gesendet, ruht jetzt auf mir. Ich hatte das alles mit angesehen und war vor Erstaunen fast starr. Das befriedigt Herrn Wohlwirt, und ein Lächeln zieht sich um den breiten Mund.

Man spricht gedämpft. Die Kinder setzen sich. Ein Junge von sieben Jahren, der auch zu Besuch ist, gesellt sich zu unserer Kleinen; die beiden Mädchen sitzen in der Nähe des Herrn Papa. Die Frau ordnet noch auf dem Tisch. Auf ein Zeichen des Herrn Wohlwirt

ist alles so weit. Man steht auf und faltet die Hände zum Gebet. Die ältere von Wohlwirts betet. Während des Gebets greift ein kleines Kinderhändchen nach dem Kuchenberg, ein ganz kleines Händchen, das gar keinen Sinn dafür hat, daß man dem lieben Gott noch lange danken soll, wenn doch schon alles auf dem Tische steht. Und Wohlwirts Kläre lächelt; aber da hat sie auch schon eine weg, so rasch, nur mit den Fingerspitzen, aber es mag ihr doch wehe getan haben. Das Kinderhändchen fährt zurück. Es war das Händchen unserer Kleinen gewesen. Alle am Tische sind stumm, nur die Kläre will zu weinen anfangen. Da öffnet Herr Wohlwirt den Mund: „Still!“ Dazu ein Blitz aus den Augen.

Das Mädchen weint nicht, die Träne bleibt ihm im Auge stehen, es ist gerade, als ob sie eingefroren wäre.

Von vorn.“

Die Ältere fängt von vorn an zu beten: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast —“

Als das Gebet zu Ende ist, beginnt das Essen und Trinken. Die beiden fremden Kinder erhalten Kuchen, die eigenen zunächst nicht. Die Mutter wartet auf einen Wink vom Herrn, der erst erfolgt, als alle anderen genommen haben. Man spricht ein bißchen zur Unterhaltung. Nur nebenbei bemerkte ich zufällig, wie das Tränenröpflein der Kleinen Kläre, das ihr vorher im Auge stehen geblieben, auf das kleine Stückchen Kuchen fiel, das für sie berechnet war. Da schmedte auch mein Kuchen salzig, und ich aß nicht mehr viel davon. Das fiel nicht auf und man sprach und aß und trank weiter.

E einmal sagte die Ältere leise zur Mama, als ihr Herr Papa gerade sehr in ein Gespräch vertieft war: „Du, ich möchte noch ein Stückchen Kuchen.“

„Mußt dem Papa sagen,“ gab diese ebenso verstohlen zurück. Dann schweig das Kind. Eine Weile später reichte ich ihr ein Stück Kuchen hin, ein großes Stück. Erst zog ein Freudenblitz über das kleine magere, verängstigte Gesicht, dann wurde es wieder ernst, und Müdigkeit und Entsagung sprach aus den braunen Kinderaugen, die eben einen Moment gelehrt hatten.

„Nimm doch,“ sagte der Papa.

Sie antwortete: „Ich habe keinen Hunger.“

„Seht Ihr,“ meinte er, zu mir gewendet, „so sind sie, da sehen sie so elend aus, und wenn man ihnen geben will, essen sie nicht einmal.“

Und sie aßen dann auch nicht mehr; ich glaube, sie hatten wirklich keinen Appetit; ich hatte auch keinen. —

hl. Aus der Geschichte des Schreibens. Wir betrachten heute das Schreiben als eine fast selbstverständliche Fertigkeit, die uns in den frühesten Jahren der Erziehung mühelos zu eigen wird. Für unsere Vorfahren war durch Jahrhunderte hin die „Schreibekunst“ eine höchst schwierige Arbeit, die nur wenige unter ihnen erlernten und in der es selten einer zur Vollendung brachte. Die Merowingerkönige galten als hochgelehrt, da sie es schon im Schreiben so weit gebracht hatten, ihren Namen unter eine öffentliche Urkunde zu setzen. Von Theodorich dem Großen wird berichtet, er habe sich zehn Jahre lang bemüht, wenigstens das Wort „Legi“ (ich habe gelesen), das er unter die Eдите zu setzen hatte, schreiben zu lernen. Aber er brachte es nicht so weit, sondern mußte sich schließlich ein Pächtschaft anfertigen lassen, in dem die vier Buchstaben ausgeschnitten waren. Diese Schablone legte er dann auf die ihm zur Unterschrift überreichten Dokumente und zog mit der Feder die Formen der Buchstaben nach. Ebenso ist Karl dem Großen die Kunst des Schreibens auf immer verschlossen geblieben, weil er, wie er selbst des öfteren seufzte, erst viel zu spät, mit vierzig Jahren, sich daran gemacht hatte, es zu erlernen. Er gab sich die größte Mühe, führte ein Nachstäfchen, auf dem er übte, stets bei sich und legte es sich des Nachts sogar unter das Kopfkissen, damit das schwierige Geheimnis ihm im Schlafe offenbar werde, aber die ans Schwert gewohnte Hand wollte sich dem Zwang nicht fügen. Ueberhaupt wurden in diesen Zeiten, in denen die germanischen Völker mit dem römischen Staatsrecht und dem Christentum von den Römern auch das Schreiben lernten, nur die Geistlichen und die Beamten im Schreiben ordentlich unterrichtet. Von den großen Dichtern unserer Vorzeit haben sicher nur die wenigsten schreiben können. Der Dichter des Nibelungenliedes sang seine Verse, so wie sie in seinem Innern entstanden, vor allem Volke; aber nur ein matter Nachhall dieser herrlichen Lieder ist vielfach abgeschwächt zu den Schreibeseelen gedrungen, die sein Lied für die Ewigkeit aufbewahren sollten. Wolfram v. Eschenbach, der Dichter des tiefstimmigsten mittelalterlichen Gedichts, des „Parzival“, erzählt von sich, daß er keinen Buchstaben lesen oder schreiben gekonnt habe, und Hartmann von der Aue rühmt sich am Anfange seines „Armen Heinrich“, daß er „an den buochen las“. Ein altes Wort, das auch noch Luther zum Preise des Schreibens anwandte, erzählte von dieser geheimnisvollen Kunst: „Drei Finger schreiben, aber Leib und Seele arbeiten dran.“ Die Schrift, die die Germanen von den Römern übernahmen, war, so berichtet Professor M. Manitius in der „Deutschen Rundschau“, eine Mischschrift, die sich aus den beiden Hauptschriftformen der Römer, den großen Buchstaben der Kapitälchrift und den abgerundeten, verkürzten Formen der alltäglichen Kursivschrift, gebildet hatten. Diese „Unciale“ war rund und wegen ihrer regelmähig dicken Züge ziemlich unschön. Die germanischen Völker formten nun diese lateinischen Buchstaben wieder in mannigfacher Weise um; während z. B. die runde Unciale bei den Langobarden sich sehr lange erhielt, über

nahmen die Franken die Kufischrift und bildeten sie zu spitzen und höchst zierlichen Zügen aus. So entstand bald ein große Verschiedenheit der Schrift und die eng aneinander gefügten, mannigfach mischverwandenen Buchstaben waren schwer lesbar. Es war daher für die Entwicklung der Schrift von höchster Wichtigkeit, als eine neue Form der Buchstaben erfunden wurde, die allmählich allgemeine Anerkennung erlangte. Es war der Ire Alcuin, dem König Karl die Abtei St. Martin in Tours übergeben hatte und der bei ihm die Stelle eines Unterrichtsministers einnahm. Er formte eine neue Schriftart in kleinen, aber zierlichen und ebenmäßigen Zügen, die viel schöner und lesbarer ist als alle früheren Charaktere. In schöner Symmetrie auseinandergestellt, nicht übermäßig spitz, sondern sanft gerundet, erlaubte sie eine genauere Vortrennung, während bisher die Buchstaben ohne Abheben der einzelnen Worte nebeneinandergestellt worden und daher schwer zu entziffern gewesen waren. Diese Form verbreitete sich nun durch das gesamte Frankreich bis zu den Normannen und nach England, und so wurde die schöne fränkische „Minuskel“ die allgemeine Schrift des Mittelalters, die erst in der Renaissance durch edige Formen der lateinischen Schrift, die sogenannten gotischen Buchstaben, verdrängt wurde. Auf vielen Holzschnitten und Miniaturen erblicken wir eifrige Mönche, die sich dem schwierigen Amt des Schreibens hingeben. Mit dem spitz zugehämmerten Rohr oder der Feder, die sie tief unten gefaßt haben, malen sie sorgsam die Buchstaben auf das schon geglättete Pergament. Der schon bei den alten Ägyptern gebrauchte Papyrus wurde nämlich bereits im frühen Mittelalter fast ganz durch Tierhäute, besonders Kalb- und Schaffelle, ersetzt, die mit Kreide grundiert und dann beschrieben wurden. Neben dem Schreiber, der mit tiefschwarzer Tinte aus Galläpfeln, Eisenvitriol, Gummi und Wein schrieb und mit Bismut oder dem Federmesser verbesserte, stand der Notenschreiber, der die Anfangsbuchstaben der Kapitel und sogar die ersten Buchstaben der einzelnen Sätze, den Titel und die Ueberschriften mit Rott in Rot ausführte. Zum Notieren und zu schnellen Aufzeichnungen und Schriften diente eine Wachstafel, in die mit spitzem Griffel geritzt wurde und auf der die Schrift schnell wieder gelöscht werden konnte. In den Klöstern wurden nun auf solche Weise große Handschriften abgeschrieben, und zwar geschah das Schreiben bisweilen als ein gutes Werk, durch das der Schreiber ewigen Lohn zu erlangen hoffte, bisweilen aber auch als Strafe, wenn ein Mönch sich etwas hatte zuschulden kommen lassen. So wechseln in einer Handschrift manchmal die verschiedenartigsten Hände, geübte und ungeübte, schnell miteinander ab. Am Ende aber dankt der letzte Schreiber nach den langen Mühen dem Herrn, der ihm bis hierher geholfen; doch machen sich auch häufig weniger fromme Wünsche laut. So wünscht sich der eine ein hübsches Mädchen, der andere schimpft über den geringen Lohn, den er erhält, oder bekennet, daß er ihn schon ganz in Wein verkrunken habe, was seinembeutel geschadet, aber der Leber gut getan. Sehr häufig findet man auch in den alten Handschriften derbe Verfluchungen eines künftigen Diebes, den man schon im Voraus in die Hölle zu Judas und den anderen Kettern wünscht und mit einem drohenden „Güte Dich!“ warnt. —

en. Die gesundheitsliche Bedeutung des Straßensplasters. Einer der schlimmsten Feinde des Großstädtlers ist der Straßensplaster. Der Gehörner, der wie alle anderen Nerven ruhebedürftig ist, und sowohl unter dauernden als auch unter allzu starker Inanspruchnahme leidet, ist vielleicht der meist mißhandelte aller Nerven. Da eine Nervenreizung, woher sie auch kommen mag, sich nicht nur auf den gereizten Nerv beschränkt, sondern das ganze Nervensystem mehr oder weniger in Mitleidenschaft zieht, so schädigt der Rärm nicht nur das Gehör, sondern den ganzen Menschen. Man glaube nicht, daß hier die Gewöhnung ausgleichend eingreife. Für den Straßensplaster gilt diese Beschwichtigung schon deshalb nicht, weil er ungleichmäßig und so verschiedenartig ist, daß eine Anpassung an ihn gar nicht eintreten kann. Im Interesse der leidenden Großstadtmenschen tritt W. Ritter in der Zeitschrift „Vitumen“ für ein möglichst geräuschloses Straßensplaster ein. Er meint, daß spätere Geschlechter es kaum werden verstehen können, wie wir bei all dem Rärm, der uns umgibt, anstrengenden Berufen nachzugehen vermocht haben. Man bedenke, daß die sogenannten geräuschlosen Pflaster, Holz und Asphalt, sich im wesentlichen nur im Stadtmurm und in den Hauptstraßen finden, und daß das Steinpflaster noch die weiteste Verbreitung besitzt. Der Höllenlärm, den ein womöglich mit losen Eisenstangen beladener Lastwagen verursacht, wenn er über Steinpflaster rollt, bedarf keiner eingehenden Schilderung, um in seiner ganzen Furchtbarkeit nachempfunden zu werden. Aber abgesehen von dem Rärm, den das Straßensplaster heraufbeschwört, hat es auch andere gesundheitschädigende Eigenschaften. Seine Zugen bieten Tausenden von Kleinlebewesen einen willkommenen Unterschlupf, und da eine gründliche Reinigung sich schwer bewerkstelligen läßt, werden jene samt dem Staube von den Menschen in ihre Wohnungen getragen. Wenn auch in viel geringerem Maße, so weiß doch auch das Holzpflaster Zugen auf, die seine Reinhaltung erschweren. Deshalb genügt auch dieses nicht allen Ansprüchen der Hygiene, obgleich der Verkehr auf Holzpflaster sich fast geräuschlos vollzieht. An erster Stelle steht der Asphalt. Seine Verwendung als Straßensplaster ist alt. Schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind in Paris und Lyon Straßen mit Asphalt gegossen worden, aber allerdings nur Fußwege. Auf dem Fahrweg hat es erst 1850 Verwendung gefunden. Die Bestrebungen der

modernen Technik gehen dahin, ein billiges Ersatzmittel für den natürlichen Asphaltstein zu gewinnen. Seine Verbilligung würde auch seine hygienischen Vorzüge zur allgemeinen Anerkennung bringen. —

### Aus der Pflanzenwelt.

h. Neue Kautschukpflanzen. Der Kautschuk, der ein- gebildete Milchsaft verschiedener tropischer Gehölze, findet in Technik und Industrie ständig steigende Verwendung. Eine rücksichtslose Ausbeutung der wildwachsenden Bäume hat dazu geführt, daß die Ernten zurückgingen; dadurch wurde die Frage der An- pflanzung von Kautschukpflanzen bedingt. Weil jedoch die seit- her ausgebeuteten wildwachsenden Pflanzen durchweg erst viele Jahre nach der Anpflanzung eine Ernte ergeben, so ist man seit Jahren auf der Suche nach Pflanzen, die schon in der Jugend Kautschuk liefern. Eine solche Pflanze ist jetzt aufgefunden worden; es ist ein Schmarotzer, ein Verwandter der auf unsern Obstbäumen schmarotzenden Mistel. Diese Pflanze wurde als Kautschuk liefernde von einem Italiener in Venezuela entdeckt. Die begehrteste Masse stigt um die Beeren dieser Kautschuk- mistel, genau so wie die Beeren unserer einheimischen Mistel in einer Schleimschicht eingebettet sind. Im zweiten Lebensjahre haben diese Misteln schon eine stattliche Größe erreicht, so daß sie reichliche Ernte ergeben. Als ein Vorteil wird es betrachtet, daß die Kautschukmistel hinsichtlich der Nährpflanzen nicht sehr wählerisch ist. Sie läßt sich leicht in Kaffee- und anderen Plantagen, die ihren Zweck erfüllt haben und neu bepflanzt werden müßten, ansiedeln, so daß also derartige Anlagen aufs neue ertragreich werden. —

### Humoristisches.

— Stolz. Sepp: „D mei, Toni, wie siehst Du aus — Dir hat ja das Automobill Dei Kopf böß zug'richt.“  
Toni: „Sell scho — aber dös Automobill sollst erst g'sehn hab'n, wie dös herg'schaut hat!“ —  
— Ahnungsvoll. Hausknecht: „Herr Doktor, Sie möchten rasch mit Verbandszeug zum „goldenen Hirsch“ kommen!“  
Arzt: „Was ist denn da passiert?“  
Hausknecht: „Noch nichts; aber sie fangen schon an zu schimpfen!“ —  
— Gute Ausrede. Junge Frau (schmollend zum Gatten): „Seit Mama hier ist, gehst Du jeden Abend aus!“  
Gatte: „Aber Kind — ich will doch von ihrer An- wesenheit auch etwas haben!“ —  
(„Regendorfer Blätter“.)

### Notizen.

— Leo Tolstoj gibt demnächst ein neues Werk heraus. Es führt den Titel: „Göttliches, Menschliches“ und befaßt sich u. a. mit den freiheitlichen Bewegungen in Rußland während der achtziger und neunziger Jahre. —  
— Das „Hungertuch.“ Ueber den Ursprung dieser Wort- bildung teilt Dr. Kellner in einem Buche über die geschichtliche Ent- wicklung des Kirchenjahres einiges mit. Den Beginn und die Dauer der Fastenzeit machte man im Mittelalter für das Auge dadurch bemerkbar, daß man am Aschermittwoch oder am ersten Fastensonntag in den Kirchen zwischen Schiff und Chor einen großen Vorhang aufhängte, das sogenannte Fastentuch, im Volksmunde „Hungertuch“ genannt. Dasselbe blieb bis Karfreitag hängen, wurde aber an manchen Orten Sonntags zurückgezogen, offenbar deshalb, weil an den Sonntagen nicht gefastet wird. Das Tuch war meistens schmutzlos, nicht selten aber mit biblischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte versehen. Die ersten Erwähnungen in der Literatur finden sich im neunten Jahrhundert, der Gebrauch geht aber jedenfalls in noch ältere Zeiten zurück; in einzelnen Orten in Westfalen und Hannover hat er sich bis auf den heutigen Tag erhalten. —  
— Die Darmstädter Künstlerkolonie soll ver- staatlicht werden. —  
— Eine schlechte Honigernte steht in diesem Jahre in Aussicht — so wird aus Rheinland und Westfalen berichtet, wo die Bienenzüchter teilweise ihre Bienen schon füttern müssen, statt den Stöcken Honig zu entnehmen. In den Bezirken, wo Buchweizen gepflanzt wird, und in den Heidegegenden, z. B. der Lüneburger Heide, sind die Aussichten besser. —  
— Der Rannenfalter tritt massenhaft auch in den Gahlener Wäldern auf. Schulkinder ziehen, geführt von den Lehrern, in die Wälder und töten den Schädling zu tausenden. Einzelne Gemeindefürer zahlen Prämien: für 100 getötete Rannen- falter 10 Heller. Die Ranne zählt zu den schädlichsten Forstinsekten; sie ist ein 45 bis 60 Millimeter langer Nachtschwärmer, dessen Raupe sehr gefräßig ist und besonders den Fichten verderblich wird. Man vertilgt die Tiere durch Einsammeln ihrer Eier, der jungen Raupen, so lange diese noch in sogenannten Spiegeln zusammen- sitzen, besonders aber durch das Töten der Puppen und der weib- lichen Schmetterlinge. —